

Über die Autorin:

Corine Gantz ist in Frankreich geboren und aufgewachsen. Sie studierte zeitgenössische Kunstgeschichte an der Sorbonne und arbeitete als Marketingmanagerin in Paris, San Francisco und Los Angeles. *Das Lächeln von Paris* ist ihr erster Roman. Corine Gantz lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in der Nähe von Los Angeles.

Corine Gantz

Das Lächeln von Paris

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Sonja Rebernik-Heidegger

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Hidden in Paris« bei Carpenter Hill Publishing.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe April 2015
Knaur Taschenbuch

Copyright © 2011 by Corine Gantz
Copyright © 2015 bei Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Antonia Zauner
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildungen: FinePic®, München; PhotoTalk /getty images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51614-0

2 4 5 3 1

Für meine drei Männer

Prolog

Paris, zwei Jahre zuvor

Annie dachte bei sich, dass Johnny sich mittlerweile tatsächlich wie ein Franzose kleidete. Sein Jackett war so ausgefallen geschnitten, dass er es in den Staaten nie getragen hätte. Annies Kurven, die guten und die weniger guten, quollen hingegen wie immer auf sehr unfranzösische Weise aus ihrem burgunderfarbenen Kleid von Chantal Thomass.

Sie gaben den Jungen einen Gutenachtkuss und baten die Babysitterin, sie noch vor zehn Uhr ins Bett zu bringen. Dann drückte Johnny die Haustür ihres Pariser *Hôtel particulier* auf, und an seiner Steifheit und der Art, wie er diese einfache Bewegung ausführte, merkte Annie, dass Johnny wütend war. Sie wusste nicht, auf wen oder weshalb. Sie hoffte bloß, dass sie nichts damit zu tun hatte.

Die feuchte, warme Nachtluft liebte ihre Haut, während sie schweigend unter den altmodischen Straßenlaternen die Rue Nicolo entlanggingen. Sie griff nach Johnnys Hand, doch er entzog sie ihr schon eine Minute später wieder. »Du fährst«, erklärte er, als sie vor ihrem Minivan stehen blieben. »Du verträgst mehr Alkohol als ich.«

Also fuhr Annie. Er saß auf dem Beifahrersitz. Sie ließ das Fenster ganz hinunter und streckte ihren nackten Arm hinaus. Der Fahrtwind strich über ihn hinweg, während sie die Rue de Passy hinunter in Richtung Trocadéro fuhr. Es war der 21. Juni, der Tag der Sommersonnenwende, und heute Abend fand die *Fête de la Musique* statt. Heute Nacht tanzten die Leute auf den Straßen, und es war eine Nacht voll *ivresse* und *amour*, voll Trunkenheit und Liebe. Annie hoffte sehr, dass sie heute Nacht von beidem ein wenig abbekommen würde.

Johnny saß auf dem Beifahrersitz und verzog das Gesicht, als er das übliche Chaos aus Bonbonpapier und zerbrochenem Kinderspielzeug entdeckte.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie vorsichtig. Johnny zuckte bloß mit den Schultern.

In der Rue de Boulainvilliers und der Avenue Mozart wimmelte es von Fußgängern. Die Stimmung auf der Straße war ausgelassen. Eine Frau bewegte die Hüften zum Rhythmus einer Bongo, und die blonden Dreadlocks des Drummers schwangen hin und her, während er spielte.

»Wir sollten nach dem Essen tanzen gehen«, sagte sie. »Wir müssen an einem Abend wie diesem einfach tanzen gehen.«

Johnny antwortete nicht.

Vom Place Rodin drangen Jazz-Klänge herüber, und am Place Costa Rica stand ein seltsamer Mann in einem abgetragenen Frack mitten auf dem Bürgersteig und sang »Nessun Dorma«. Annie hatte ihn schon einmal in der Métro Ranelagh gesehen, wo er Opernlieder gepfiffen hatte.

»Irgendetwas stimmt doch nicht«, begann sie noch einmal.

»Annie, wir müssen reden.«

Nachdem sie geredet hatten, zitterte sie am ganzen Körper. Johnny schwieg. Er hielt die Hände im Schoß gefaltet und den Kopf gesenkt wie ein Kind, das so tat, als täte ihm etwas furchtbar leid. Sie schaffte es nicht mehr auf die Champs Élysées, also parkte sie den Minivan, so gut es ging, entlang der Avenue Victor Hugo und ließ ihre Ellbogen und die Stirn auf das Lenkrad sinken. Ihr Herz hämmerte. Sie bemühte sich, klar zu denken und weiterzuatmen. Einen Moment später ergriff die Wut von ihr Besitz. Sie merkte, wie sie nach Dingen griff, die im Auto herumlagen – Spielzeug, ihr Mobiltelefon, eine alte Straßenkarte, alles, was ihr

zwischen die Finger kam –, und Johnny damit bewarf. Er riss die Arme in die Höhe. Ein hundertfünfzig Kilo schwerer Gorilla, der gerade zum Opfer häuslicher Gewalt wurde.

»Annie ...«

»Raus hier!«, schrie sie.

»Hör zu ...«

»Verdammt noch mal! Raus aus meinem Auto!«

»Annie, du beruhigst dich jetzt besser wieder«, entgegnete er mit dieser warmen, vernünftigen Stimme, die einem teuren Rotwein glich. Doch seine Hand lag bereits auf dem Türgriff.

Sie schnellte aus ihrem Sitz hoch, warf sich auf ihn und trommelte auf seine Schulter ein. »Raus hier, verdammt!«

Johnny stieg aus dem Auto, schloss die Tür, ohne sie dabei anzusehen, und ging davon.

»Arschloch«, schrie sie seiner Silhouette nach, die in der Menschenmenge verschwand.

Sie fuhr planlos umher. Ihre Sinne hatten sie verlassen. Sie fuhr, ohne die Straße wirklich zu sehen, ohne die Musik zu hören. Sie fuhr eine Stunde oder vielleicht auch länger umher und weinte dabei wie ein kleines Kind.

Schließlich kurvte sie eine Ewigkeit um ihre Wohnsiedlung. Die Tränen trübten ihren Blick, und sie konnte keinen Parkplatz finden. Nach Hause. Sie musste nach Hause.

Sie schlüpfte aus ihren Manolo Blahniks mit den zwölf Zentimeter hohen Absätzen, die sie eigens für diesen Abend gekauft hatte, und ging barfuß auf das Haus zu, dankbar, den kühlen Asphalt unter ihren nackten Füßen zu spüren. Dann ließ sie sich auf der untersten Stufe der Steintreppe nieder und weinte noch ein wenig mehr, bevor sie sich die Augen trockentupfte und die Treppe hinaufstieg.

Am anderen Ende von Paris verließen Johnny und Steve gerade eine Bar in der Rue des Pyrénées. Sie lachten. Steve konnte kaum noch gehen. Johnny setzte sich hinter das Steuer von Steves Jaguar und bog mit quietschenden Reifen scharf nach links ab in Richtung Boulevard Périphérique.

Als Annie das Haus betrat, waren Johnny und Steve bereits tot.

Janvier

Vor zehn Jahren, als sie noch im Land der Cheeseburger und Donuts lebte, hatte Annie sich nie Gedanken darüber gemacht, was sie zu sich nahm. Mittlerweile war Essen zu einer richtigen Besessenheit geworden. Sie machte sich ständig über ihr Essen Gedanken, sie sprach darüber, sie kochte selbst und nahm dadurch in weiterer Folge eine völlig inakzeptable Menge an Gewicht zu – zumindest inakzeptabel nach Pariser Maßstäben. Tatsächlich hatte sie gestern eine Art geschmacklichen Tiefpunkt erreicht, als sie mit leerem Magen ein Buch mit dem Titel *Bible du Beurre* gekauft hatte. Es war ein Kochbuch, das vollkommen dem Thema Butter gewidmet war, eine wahre Ode an dieselbe. Gestern Abend, nachdem sie die Jungen zu Bett gebracht hatte, hatte sie endlich den Mut gefunden, einen Blick auf das Croissant-Rezept zu werfen. War sie zusammengezuckt, als sie herausfand, dass dieses so unschuldig aussehende Gebäck, das sie die letzten zehn Jahre, ohne auch nur das Geringste zu ahnen, in sich hineingestopft hatte, zu 99 Prozent aus Butter bestand? Definitiv. Aber hatte es sie davon abgehalten, sich sofort an die Zubereitung ihrer eigenen Croissants zu machen? Offensichtlich nicht.

Vielleicht war das ja ihre Art der Therapie. Butter. Sie vermutete, dass sie die Butter wohl brauchte, und zwar haufenweise. Sie brauchte die Butter, denn sie trauerte.

Immer vorausgesetzt, dass es sich bei dem Gefühl, das sie plagte, tatsächlich um Trauer und nicht um Wut handelte.

Sie ging lieber davon aus, dass Trauer und nicht Wut der Grund war, weshalb sie seit dem Unfall fünfzehn Kilo zugenommen hatte und noch immer kein Ende in Sicht war. Sie ging lieber davon aus, dass Trauer und nicht Wut daran schuld war, dass sie seit

Jahren keinen Lippenstift mehr aufgelegt hatte oder beim Friseur gewesen war.

Egal, wie erwartungsvoll sie auch aus ihrem Fenster sah, Paris weigerte sich beharrlich, aufzuwachen. Es war sechs Uhr morgens, und es gab keine Anzeichen dafür, dass es je wieder hell werden würde. Heute war sie wieder einmal um vier Uhr früh aufgewacht und hatte sich ruhelos und einsam gefühlt. So einsam, dass sie ernsthaft darüber nachgedacht hatte, die drei Stockwerke hochzuschleichen und die Jungen wach zu rütteln, um mit ihnen gemeinsam im Morgengrauen zu frühstücken.

Sie trug noch immer ihren Morgenmantel, hatte sich noch nicht gekämmt und auch nicht geduscht. Die Dusche würde noch warten müssen. Wenn die Leitungsrohre auch nur ein wenig überstrapaziert wurden, kreischten sie wie eine Katze, die Feuer gefangen hatte, und die Kinder brauchten ihren Schlaf. Also ließ sie ihren Blick stattdessen über die Wände und die Decke ihrer Küche wandern. Sie war auf der Suche nach einer Aufgabe, die sie eine Stunde lang beschäftigen würde. Vorzugsweise etwas Unangenehmes. Doch der uralte Fliesenboden sah bereits makellos aus, ihre bunte Sammlung von Flohmarktfundstücken war säuberlich auf den Regalen angeordnet, und die Nüsse, Getreidekörner und Hülsenfrüchte, die sie auf einem anderen Regal, der Farbe nach geordnet, in Gläsern aufbewahrte, mussten ebenfalls nicht neu sortiert werden. Auf dem antiken Herd stand bereits ein Topf Hühnersuppe, und auf der Anrichte aus Carrara-Marmor lagen zwölf anbetungswürdige Mini-Croissants, die sie letzte Nacht vorbereitete hatte. Unschuldig und noch voller Mehl warteten sie nur darauf, in den Ofen und danach in ihren Mund zu wandern.

Das leise Blubbern der Suppe untermalte ihren Morgen musikalisch, und der Geruch nach Hefe, gekochtem Gemüse und frischem

Kaffee strömte durch die Küche. Sie holte ein Kochbuch und ihr abgenutztes Französischwörterbuch aus einem der Regale, setzte sich an den massiven Bauertisch in der Mitte des Raumes und begann ungeduldig zu blättern. Schließlich erregte das Bild eines Fisches mit einer Art weißen Kruste ihr Interesse. Das Rezept nannte sich *Bar de mer dans sa croûte de sel*. Bloß um sicherzugehen, suchte sie in ihrem Wörterbuch fieberhaft nach dem Wort *croûte*.

Kruste! Salz. Seebarsch in Salzkruste. Für das Rezept benötigte man ein Kilogramm grobes Salz aus Guérande – die Verwendung von einfachem Kochsalz stellte, was französische Kochbücher betraf, offensichtlich ein furchtbares Vergehen dar. Das Rezept klang unglaublich kompliziert, und es war schier unmöglich, alle Zutaten aufzutreiben. Perfekt. Sie griff nach ihrem Taschenrechner und gab die Mengenangaben ein. Zehn Jahre nach ihrem Umzug nach Frankreich übersetzte sie die französischen Rezepte immer noch und wandelte Gramm in Unzen und Zentiliter in *Cups* um.

Es war nicht so, dass sie es sich nicht merken konnte, es entsprach bloß ihrer eigenen, aufsässigen Art, an die Dinge heranzugehen. Die Essensreste, die an dem Taschenrechner klebten, ließen ihn knacken und knarren, und ihr gefiel die Vorstellung, dass ihr Taschenrechner ebenfalls *en croûte* war.

Die Aussicht, das Rezept nachzukochen, hob ihre Stimmung schlagartig. Sie würde vermutlich den ganzen Tag damit verbringen, alles zu planen, die Zutaten einzukaufen und schließlich einen Seebarsch zuzubereiten, den niemand essen würde, aber zumindest wäre sie dann zu beschäftigt, um sich noch weiter Gedanken zu machen. Vor allem würde sie einige Zeit lang nicht über das Geld nachdenken, oder besser gesagt über die Tatsache, dass keines mehr vorhanden war. Und vielleicht würde dann auch

das immerwährende Tischtennispiel in ihrem Kopf ein Ende nehmen, in dem der Ball niemals zur Ruhe kam und niemand je einen Punkt erzielte. Denn nun, da Johnny tot war, würde er für immer für alles verantwortlich sein. Oder sie. Es war seine Schuld. Oder ihre. Sein Verrat. Oder ihrer. So ging es hin und her, bis in alle Ewigkeit.

Der Unfall war mehr oder weniger das Resultat einer einfachen mathematischen Gleichung gewesen: Alkohol + überhöhte Geschwindigkeit = Tod, und niemand wäre so verrückt, zu behaupten, dass auch *Glück* eine Rolle gespielt hatte. Doch all die unwiderrufflichen Dinge, die an diesem Abend gesagt worden waren ... nun, das war der schreckliche Teil der Geschichte. Etwas zu wissen und so zu tun, als wüsste man es nicht. Das war, was ihr das Herz brach, ihr jeglichen Mut nahm und sie in der Nacht heimsuchte.

Sie hörte ein schwaches Klopfen an der Vordertür. *Lucas!* Im selben Moment fiel ihr ein, dass sie die Vordertür am Abend zuvor nicht abgeschlossen hatte – wieder einmal. *Oh mon dieu*, und nun würde Lucas hereinschneiden und sich endlos über ihre streitbare *négligence alarmante* auslassen. Natürlich hätte er das Haus einfach durch die Hintertür, die direkt in die Küche führte, betreten können, wie alle anderen auch. Aber nein, er musste es aus Prinzip an der Vordertür versuchen. Sie wusste nicht, warum er das immer wieder tat. Immerhin befanden sie sich hier im sechzehnten Arrondissement von Paris, und es handelte sich um eine Privatstraße.

Sie hörte, wie Lucas mit der Vordertür kämpfte. Er drehte an dem wackeligen Türknauf, bevor er die verzogene Tür mit seinem ganzen Gewicht aufstemmte. Auf diese Weise funktionierten hier in ihrem Haus die meisten Dinge. Oder besser gesagt: Sie funktio-

nierten nicht. Lucas genoss es sehr, sie immer wieder darauf hinzuweisen, wie heruntergekommen das Haus war. Und sie empfand es als Kritik an ihrem Lebensstil im Allgemeinen.

Annie strich den rosafarbenen Frotteemorgenmantel mit den aufgenähten Herzen glatt, den ihr die Jungen zum Muttertag geschenkt hatten. Der Morgenmantel war eine Schande in jeglicher Hinsicht, und sie sah darin aus wie ein Fass, aber was hätte sie als Mutter denn tun sollen? Sie hatten ihr Erspartes zusammengelegt, um ihn ihr zu kaufen. Sie strich sich schnell die Haare mit der Hand glatt, bevor Lucas ihre zerzauste Frisur sah, über die sich die Jungen immer lustig machten, und bereitete sich innerlich auf die selbstgerechte Entrüstung ihres französischen Freundes vor. Und auf die unumgängliche Tatsache, dass er etwas aus Kaschmir tragen, frisch rasiert sein und wunderbar nach *Habit Rouge* von Guerlain duften würde, während sie nach Suppe roch und aussah wie die Landstreicher, die durch die Straßen von Paris zogen, mit sich selbst sprachen und rosafarbene Morgenmäntel mit aufgenähten Herzen trugen.

Der kalte Januarwind fegte Lucas ins Haus, und er kämpfte mit der Tür, bevor er sie schließlich wieder zudrücken konnte. Er pustete sich warme Luft auf die Finger, steckte seine Hände in die Taschen seines schwarzen Mantels und watschelte wie ein Pinguin auf den Herd zu, wobei er offensichtlich Wert auf ein großes Maß Selbstmitleid legte.

»Ach, komm schon, nerv mich nicht!«, sagte Annie.

Lucas stellte sich vor den Herd, schnüffelte skeptisch an der kochenden Suppe und hielt seine Hände einige Sekunden lang über den warmen Dampf, bevor er den Mantel auszog und seinen schlaksigen Körper auf einen der Küchenstühle sinken ließ. »Hast du noch eine Tasse von diesem furchtbaren amerikanischen Kaffee?«, fragte er schließlich. Lucas beherrschte ihre Sprache sehr

gut, aber sein Akzent war ausgeprägt genug, um immer wieder darüber zu stolpern. Annie stand auf und wandte ihm den Rücken zu, damit er nicht sah, wie sie lächelte. Sie war immerhin offiziell wütend auf ihn. Und er auf sie. Sie nahm eine Mickey-Maus-Tasse aus dem Küchenschrank und trug die Kaffeekanne von der Anrichte zum Tisch, während sie sich die ganze Zeit über Sorgen machte, wie fett ihr Hintern wohl in dem Morgenmantel wirkte. Sie knallte die Tasse zwar nicht vor ihm auf den Tisch, aber sie war auch nicht gerade sanft, als sie ihm den Kaffee eingoss.

Sie musste sich ins Gedächtnis rufen, dass Lucas nur das Beste für sie wollte. Er war hier, weil er wusste, dass sie nicht schlafen konnte. Und auch sonst wusste er alles – beinahe alles. Er war hier, um vor der Arbeit einen Kaffee zu trinken, und sie vermutete, dass er auch sichergehen wollte, dass sie sich anzog und sich früher oder später die Haare kämmte. Und sein Plan ging üblicherweise auf. Es gab nichts Besseres als einen mörderisch eleganten Franzosen, der missbilligend die Augenbrauen hob, um eine Frau dazu zu bringen, sich zusammenzureißen und unter die Dusche zu gehen.

Sie fragte sich oft, warum sich Lucas noch mit ihr abgab, doch genauso oft fragte sie sich, warum sie eigentlich noch mit ihm befreundet war. Und heute war wieder so ein Tag. Seit Johnnys Tod hatte sie viele Freunde, die es nur gut mit ihr gemeint hatten, aus ihrem Leben verbannt. *Besser alleine als in schlechter Gesellschaft*, hatte sie den Jungen erklärt. Und ja, es war ihr durchaus in den Sinn gekommen, dass womöglich *sie* die schlechte Gesellschaft war.

Lucas betrachtete seine Tasse. Vielleicht war er auf der Suche nach Bakterien, vielleicht suchte er auch nur nach den passenden Worten. »Der Überbringer der Nachricht wird gefeuert«, sagte er.

»*Getötet!* Wir sagen getötet.« Nun war es also wieder so weit. Sie spürte, wie der Ärger in ihr hochstieg wie der Dampf über der Suppe. Lucas hatte wirklich Talent, sie in Rage zu versetzen. Es war keine alte Wut, oh nein. Sie war jedes Mal neu und frisch. Und ja, sie war sich sicher, dass es nichts damit zu tun hatte, dass Lucas bei dem Unfall davongekommen war, während Johnny es nicht geschafft hatte.

Johnny hatte versucht, Lucas an jenem Abend zu überreden, mit ihnen auszugehen, doch Lucas wollte zu Hause bleiben und sich die *Fête de la Musique* gemütlich im Fernsehen ansehen. Johnny widerstand man am besten, indem man sich tot stellte, weshalb Lucas beschlossen hatte, einfach nicht abzuheben, als er anrief. »Steve und ich kommen dich jetzt holen«, hatte Johnny auf den Anrufbeantworter gesprochen. »Du kannst das Leben nicht im Fernsehen leben, du inzestuöser Mistkerl.«

Hätten sie sich nicht aufgemacht, um ihn zu holen, wäre es sicher nicht zu dem Unfall gekommen, doch Lucas traf keine Schuld daran. Die Zeitungen hatten den Unfall, in den zehn Autos verwickelt gewesen waren, als Blutbad bezeichnet. Vermutlich hatte Johnny aufgrund des vielen Alkohols in seinem Blut nicht mehr so schnell reagieren können, vielleicht war er aber auch in Gedanken bei dem Streit gewesen, den sie zuvor gehabt hatten. Nein, sie machte Lucas keinen Vorwurf, denn das wäre absolut unangebracht gewesen. Sie wünschte nur, dieselbe Logik auch auf ihre eigenen Schuldgefühle anwenden zu können.

Der Grund, warum sie wütend auf Lucas war – tatsächlich raste sie vor Wut –, hatte nichts mit dem Unfall zu tun. Es war zu einhundert Prozent der Tatsache zuzuschreiben, dass sich Lucas in Dinge einmischte, die nur *sie selbst* etwas angingen, und dass er versuchte, ihr Leben zu kontrollieren.

Lucas ließ ein Stück Würfelzucker in seinen Kaffee fallen, rührte,

hob die Tasse an den Mund und sah sich um, als wäre er entsetzt, dass er schon wieder in Annies Küche gelandet war. »Am besten stellst du das Haus ab Februar zum Verkauf«, sagte er, ohne aufzublicken.

Annie spürte ein Prickeln in ihrer Nase, das sich immer dann bemerkbar machte, wenn sie kurz davor stand, in Tränen auszubrechen. Sie deutete auf die drei ordentlichen Reihen von Fünf-Zentimeter-Töpfen, die unter einer Tageslichtlampe auf der Anrichte standen. »Und meine Tomatenpflanzen?«, sagte sie. Sie hatte nicht vorgehabt, ihre Stimme zu erheben, doch da war es wieder: dieses Kreischen. »Was ist mit ihnen? Bedeuten dir die Pflänzchen denn gar nichts?«

»Es besteht«, sagte Lucas und hielt kurz inne, »keine noch so wundersame Möglichkeit, genügend Geld aufzutreiben, um drei Kinder in einer noblen Pariser Wohngegend großzuziehen.«

»Ich suche mir einen Job«, erwiderte sie kühl.

Lucas betrachtete seine manikürten Fingernägel. »Du hast möglicherweise keine marktrelevanten Fähigkeiten.«

»Fähigkeiten, Fähigkeiten«, entgegnete sie und ahmte dabei, so gut es ging, Peter Sellers' französischen Akzent nach. »Ich bin Mutter von drei kleinen Jungen unter neun Jahren. Meine Fähigkeiten kommen aus dem Yin Yang. Und ich war die Abschlussrednerin meiner Schule! Sagt dir das etwas?«

»Nein«, antwortete er mit ernster Miene.

Natürlich nicht, das war ihr vollkommen klar. So etwas zählte hier in Frankreich nicht, und zehn Jahre später und ohne jegliche Erfahrung im Berufsleben zählte es wohl auch in den Staaten nichts mehr.

»Das Haus ist alles, was uns nach der Tragödie noch geblieben ist.«

»Es ist mittlerweile drei Jahre her, Annie.«

Plötzlich erschien ihr alles, was sie an Lucas nicht mochte, so deutlich wie die Neuauflage eines alten Filmes in Farbe und 3-D. Seine vornehme Haltung, sein ernstes Gesicht, die Art, wie er mit den Händen fuchtelte, wenn er sprach. Er war auf so ärgerliche, hochnäsige, erbärmliche Art französisch! Ihr Blick ruhte auf seiner Halsschlagader. »Zweieinhalb Jahre! Die Kinder sind beinahe noch immer so verletzlich und zerbrechlich wie damals, als Johnny starb.«

Lucas sah sie an. »Du. Vielleicht bist *du* es noch. Den Jungen geht es gut.«

»Niemandem geht es gut! Wir haben alle Narben davongetragen! Wir sind gezeichnet fürs Leben!« Ihre Stimme brach, und bevor sie etwas dagegen unternehmen konnte, lag sie schon über den Tisch gebeugt da und weinte leise. Lucas erhob sich von seinem Stuhl, holte ein Taschentuch und reichte es ihr. Sie ignorierte das Taschentuch und griff stattdessen nach einem Stück Küchenpapier von zweifelhafter Sauberkeit, das auf dem Tisch lag, und putzte sich damit die Nase. Er stand neben ihr und klopfte ihr unbeholfen auf den Rücken. Doch ihre Tränen hielten ihn nicht lange auf, denn er legte ihr bereits die Hand auf den Arm und meinte: »Annie, du musst das Haus verkaufen, sonst nimmt man es dir weg und dir bleibt gar nichts. Du kannst die Hypothek nicht mehr bezahlen. Es tut mir leid, aber du hast finanziell gesehen keine andere Wahl.«

Annie tupfte sich die Augen mit dem Küchenpapier trocken und sprang auf. »Verdammt noch mal, das habe ich sehr wohl!«, erwiderte sie. Lucas war erleichtert, als er sah, dass sie nicht mehr weinte, und ließ sich auf seinem Stuhl zurücksinken. Er sah ihr zu, wie sie durch die Küche eilte, Schranktüren öffnete und wieder zuwarf, Mehl, Butter und Eier herausnahm und die Zutaten nacheinander schwungvoll auf dem Küchentisch abstellte.

Lucas hob eine Augenbraue. »Was machst du da? Hast du vor zu backen? Eine Torte?«

Sie biss die Zähne so fest zusammen, dass beinahe ein Backenzahn zu Bruch gegangen wäre, bevor sie drei Tassen Mehl abmaß und es auf den Küchentisch leerte. Sie freute sich, dass die Mehlwolke auch Lucas' Platz vernebelte. Er fuchtelte mit den Händen, um den Staub zu vertreiben, während sie ein Loch in den Mehlhaufen drückte und löffelweise weiche Butter hineinschaufelte.

»*C'est beaucoup de beurre, non?*«, meinte Lucas.

»Ich habe Hunderte Möglichkeiten. Unendlich viele Möglichkeiten«, erklärte sie, während sie ein Ei ums andere aufschlug und es von oben auf den Teig plumpsen ließ. *Plop. Plop.* Sie veranstaltete absichtlich eine riesige Sauerei.

»Bitte setz dich einen Moment. Und lass das mit den Eiern«, flehte er sie an.

»Entweder die Eier oder dein Schädel, Lucas. Ich muss nun mal Steuern zahlen! Und die Stromrechnung!« Sie schrie nun beinahe.

»Aber ich behalte das verdammte Haus!«

»Da hätten wir alleine den Betrag, den du jeden Monat für Lebensmittel aus gibst«, begann Lucas. »Und der ist, nebenbei bemerkt, ziemlich schwindelerregend.«

Sprach Lucas noch immer mit ihr? Plötzlich hatte sie eine Vision. Genau dort, um sechs Uhr dreißig morgens. Alles fügte sich zusammen: die perfekten kleinen Halbmonde auf der Anrichte, Lucas in seinem Designeranzug, der noch immer den Mund bewegte, die Kinder, die oben schliefen, die Mickey-Maus-Tasse, das aufgeschlagene Kochbuch, das klebrige Chaos auf dem Holztisch. Sie hielt ihre mehlbestäubten Hände in die Höhe. Sie hatte Mehl in den Haaren und einen eigensinnigen Ausdruck auf dem Gesicht.

Lucas sah sie an. »Was ist los?«

»Ich hatte gerade eine Idee, das ist los«, erwiderte Annie mit aufgerissenen Augen. Sie war kalkweiß und sah krank aus.

Sie hatte genau in diesem Moment einen Entschluss gefasst.

2

Irgendwo die Rue de Cambronne hinauf blockierte ein Lkw beide Spuren. Die Lieferanten entluden methodisch ihre Kisten, ohne sich um das Hupen und die Wut der Autofahrer zu kümmern. Jared sah vom Fenster seiner Wohnung aus zu. Er presste die Stirn gegen die kalte Scheibe, während er versuchte, aufzuwachen und sich zu erinnern, woher die Kopfschmerzen und der Kater kamen. Er war sich ziemlich sicher, dass er die Nacht nicht alleine verbracht hatte, aber es war nirgendwo eine Frau zu sehen. Das machte die Sache kompliziert, falls er sie irgendwann wieder sah. *Merde*, dachte er.

Er kratzte kleine Pünktchen getrockneter roter Ölfarbe von seinem Unterarm. Offensichtlich hatte er letzte Nacht gemalt. Es war mittlerweile zwei Uhr nachmittags, und er bezweifelte, dass noch warmes Wasser da war, bloß noch ein lauwarmes Tröpfeln, das er üblicherweise als Strafe für die Exzesse der vorangegangenen Nacht hinnahm. Ihm fiel ein, dass seine letzte Rasierklinge während der Rasur den Geist aufgegeben hatte, und dass die Zigaretten aus waren. Die Dusche und die Rasur würden warten müssen. Die rote Farbe war überall: in seinen Haaren, auf seinem Gesicht und sogar auf seiner Brust, als hätte er nackt Paint-Ball gespielt. Er versuchte, sie abzuschrubben, doch das Wasser war zu

kalt. Er fand die Klamotten, die er gestern Abend getragen hatte, im Schlafzimmer verstreut, was bewies, dass es tatsächlich eine Frau gegeben hatte, fuhr sich mit den nassen Fingern durch die Haare und verließ die Wohnung.

Die zierliche Hausverwalterin wartete bereits auf ihn und schnitt ihm den Weg zum Aufzug ab. Sie trug einen Hausmantel und Hausschuhe. »*Bonjour Madame Dumont!*«, rief er ihr fröhlich zu, bevor er eine 180-Grad-Wendung hinlegte und auf das Treppenhaus zusteuerte. Die alte Dame stampfte mit ihren Hausschuhen wütend hinter ihm her. »*Mais c'est l'après-midi!* Sie glauben also, es ist noch früh am Morgen? Nun, das ist es nicht. Und vielleicht glauben Sie auch, dass noch immer Dezember ist, aber wir haben bereits Januar, und die Besitzerin will ihre monatliche Miete.«

»Es ist nicht mehr früh am Morgen? Ich dachte bloß, weil sie noch Hausschuhe tragen?«, entgegnete er und warf ihr ein aufreizendes Lächeln zu. »Die Farbe steht Ihnen übrigens ausgezeichnet.«

Die Hausverwalterin wurde beinahe rot und kicherte, doch dann kam sie wieder zu Verstand. »Die Miete! *La propriétaire* will Ihre Miete!«

»*Bien sûr, Madame Dumont. Demain*«, rief er und hastete die Treppe zwischen den drei Stockwerken hinunter.

Nachdem Jared auf die Straße hinausgetreten war, bremste er abrupt ab. Er betrat das *Café des Artistes* an der Ecke, stellte sich an die verzinkte Theke und suchte in seinen Taschen nach Geld.

»*Salut, Jared*«, knurrte Maurice. Dann bemerkte er die rote Farbe auf Jareds Gesicht. »Hast du heute Morgen schon jemandem die Kehle durchgeschnitten?«

»*Salut, Maurice*. Das Übliche.« Jared zählte sein Geld. »Nein, lass das Croissant heute weg«, sagte er. »Ach, und eine Packung *Gitanes*.«

»*Pas de croissant?*«

»Hab keinen Hunger«, log er.

Maurice hätte einen würdevollen Eindruck erweckt, wären da nicht die alten Aknenarben auf seinen Wangen gewesen. Ohne große Eile wischte er die Likörflaschen sauber und stellte sie eine nach der anderen wieder auf das Regal hinter ihm: *Alcohol de Framboise*, *Grand Marnier*, *Courvoisier*. Es war eine erhabene Aufgabe, und Maurice hatte keine Eile, Jared oder sonst jemanden zu bedienen. Schließlich schob er eine Packung *Gitanes* über den Tresen, als handelte es sich um eine Belohnung für gutes Benehmen. Jared öffnete seine erste Packung an diesem Tag, steckte sich eine Zigarette in den Mund und ließ sein Zippo-Feuerzeug aufschnappen. Es roch nach Flugzeugbenzin. Maurice stellte einen *Café au Lait* und drei in Papier gewickelte Stück Würfelzucker vor ihm ab. Der Zigarettenrauch wanderte langsam seine Finger entlang, während er an seinem Kaffee nippte und den Geräuschen der Kaffeemaschine und der Orangenpresse und dem wütenden Hupen draußen auf der Straße lauschte. Er zuckte zusammen, als er plötzlich bemerkte, dass Maurice etwas zu ihm gesagt hatte.

»Das Bewerbungsgespräch!«, hakte Maurice ungewöhnlich feindselig nach. »Wie ist es gelaufen?«

»Bin nicht hingegangen.«

»Du bist nicht hingegangen? Aber du hattest den Job doch beinahe in der Tasche!«

»Ich bin nicht verzweifelt genug, um mir um ein Uhr nachmittags einen Frack anzuziehen und Aperitifs zu servieren«, antwortete er, bevor ihm Maurice' maßgeschneidertes weißes Hemd und die Fliege auffielen.

Maurice warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Vielleicht hättest du die reiche Freundin behalten sollen. Die eine, die dir alles Mögliche gekauft hat.«

»Sie war nicht reich. Sie war bloß gut angezogen.«

»Wenn du noch mit ihr zusammen wärst, dann könntest du jetzt auch ein Croissant bestellen.« Maurice zuckte mit den Schultern.

»Schwachköpfe im Frack haben ein Auge für so etwas.«

Jared warf einige Münzen auf die Theke und zog noch einmal an seiner Zigarette, bevor er sie zu Boden fallen ließ, sie mit dem Fuß austrat und das Café verließ.

Maurice trat mit einem Besen in der Hand hinter der Theke hervor und begann, die etwa ein Dutzend Zigarettenkippen, die auf dem Fliesenboden des Cafés lagen, zusammenzufegen. »*Connard!*«, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

»*Crétin!*«, murmelte Jared, während er in Richtung Métro abbog. Die alten Leute auf der Straße rissen die Augen auf, als sie die scharlachrote Farbe auf Jareds Händen, seinem Gesicht und den unrasierten Wangen sahen. Schulmädchen begannen zu kichern, und Frauen bemühten sich, ihn nicht anzustarren. Jared lief lange Zeit durch die Gegend. Er ließ den für seinen Wohnbezirk typischen Geruch nach Gewürzen und Abgasrohren hinter sich und schlenderte die Boulevards und Avenues entlang. Eine halbe Stunde später war er bereits auf dem Weg durch die jungfräulichen Straßen des siebzehnten Arrondissements. Er ging an den imposanten Häusern vorbei, bevor er in der Rue Montsouris vor einem vornehmen, dreistöckigen Haus stehen blieb. Er drückte einen der drei Knöpfe auf der Gegensprechanlage. *Lucas D'Arbanville*.

Er hielt den Knopf gedrückt, bis er Lucas durch die Gegensprechanlage brüllen hörte.

»Wer um alles in der Welt macht hier einen solchen Krach?«

»Ich bin's.«

»Würdest du bitte deinen Finger von der Klingel nehmen? Ich lass dich rein!«

Lucas öffnete die Wohnungstür. Er trug gebügelte Jeans und ein Shirt von Lacoste in der seltenen Farbe Mango. Lucas war Mitte vierzig und im Vergleich zu ihm der Inbegriff von Gesundheit und Körperpflege. Er warf ihm einen einzigen Blick zu, bevor er zu lachen begann. »Du siehst absolut widerlich aus. Und was ist das für ein Gestank?«

Jared wandte sich ab und wollte bereits wieder die Treppe hinuntergehen.

»Bitte komm rein, Jared. Das war doch bloß ein Scherz.«

»Ich bin nicht in der Stimmung für so etwas.«

»Ja, das sieht man!«, erwiderte Lucas, der noch immer lachte. Jared wandte sich ein weiteres Mal ab, um zu gehen.

»Nein, nein. Komm schon, Junge.« Lucas griff nach Jareds Arm und zog ihn in seine Wohnung. Sie küssten sich auf beide Wangen. »Ich mach uns Kaffee.«

Jared ließ den Blick durch die Wohnung schweifen. Lucas sammelte Empiremöbel, und der Stil passte zu ihm. Er hatte die meisten Stücke geerbt, aber diejenigen, die er selbst gekauft hatte, waren genauso exquisit. An der Wand gegenüber der Couch hing ein Aquarell von Henry Miller, was für Lucas' Verhältnisse eine absolut gewagte Entscheidung gewesen war. Vielleicht war es bereits ein Zeichen, dass Annie einen positiven Einfluss auf ihn ausübte. An den anderen Wänden hingen einige sehr alte Gemälde der alten Schule und natürlich die drei großen Leinwände, die Lucas ihm abgekauft hatte. Sie stammten aus einer Zeit, als Jareds abstrakte Ölbilder sich verkauften, bevor sie trocken waren. Auf dem Mahagonitisch mit den feinen Einlegearbeiten aus Gold stand ein geöffneter Laptop neben einigen Blättern Papier von bester Qualität und einem Füller von Mont Blanc. Das waren die einzigen Anzeichen dafür, dass hier jemand wohnte. Jared beschloss, aus Respekt vor Lucas' teuren Möbeln in der Küche Platz

zu nehmen. Er griff in seine Tasche, um seine *Gitanes* herauszuholen, doch dann überlegte er es sich anders.

»Ich brauche eine Zigarette«, sagte er und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Lucas war ihm in die Küche gefolgt. »Ich bin gerade dabei, aufzuhören. Ich habe keine mehr.«

Jared warf ihm einen verzweifelten Blick zu.

»Na gut. Ich habe einige Päckchen für absolute Notfälle da«, seufzte Lucas. »Und das hier *ist* ein Notfall, oder?«

»*Merde*, absolut.«

Lucas setzte die Espressomaschine in Gang und durchwühlte eine Küchenschublade. Er holte eine frische Packung Zigaretten hervor und gab sie Jared.

»Marlboro? Light? Man kauft den amerikanischen Traum und merkt sofort, dass es nur Dreck ist. Sie hat dir wohl eine Gehirnwäsche verpasst.«

Lucas ignorierte seinen Kommentar. Er mühte sich mit der komplizierten Kaffeemaschine ab, bevor er eine Holzkiste hervorholte, in der sich zierliche Espressokapseln befanden, die aussahen wie Designerschokoladen. »Blas den Rauch nicht in meine Richtung«, sagte Lucas. »Wenn ich nach Zigarettenrauch rieche, glaubt mir Annie nie, dass ich wirklich damit aufhöre.«

Sie saßen sich am Küchentisch gegenüber, nippten an ihren Espressi in den winzigen Tassen und schwiegen. Jared versuchte zu ignorieren, dass Lucas ihn liebevoll anlächelte. Das tat er immer, wenn sich Jared gerade besonders bemühte, sich wie ein Arsch zu benehmen. Einen Moment lang war nur das Geräusch der Löffel zu hören, die im Kaffee rührten. Dann versuchte Jared, die Sache wiedergutzumachen.

»Also, wie läuft dein Liebesleben? Hast du Annie schon rumgekriegt?«

»Jared, ich liebe dich, aber du gehst mir auf die Nerven. Du platzst hier herein, stinkst fürchterlich, demolierst meine Türglocke, stiehst meine letzte Packung Zigaretten, und dann beleidigst du auch noch Annie. Und mich ebenfalls.«

»Heute ist wohl nicht mein Tag«, antwortete Jared und zuckte mit den Schultern.

»Scheint so.«

»Ich bin hungrig. Ich brauche Geld. Ich brauche eine Ausstellung. Ich brauche eine Wohnung. Ich brauche eine funktionierende Dusche. Ich brauche ein Mädchen.«

»Du bist dreißig und ein Frauenschwarm. Der letzte Punkt auf deiner Liste sollte also nicht allzu schwer zu verwirklichen sein.«

»Ich meine, ich will eine richtige Freundin. Jemanden, der mir etwas bedeutet.« Jared musste sich wohl damit abfinden, dass Lucas seine Probleme offensichtlich amüsierten. »Ich weiß, ich weiß. Das ist noch nie vorgekommen«, sagte er, bevor Lucas es tun konnte.

Lucas stand auf, holte Butter, Erdbeerkonfitüre und eine Packung Bio-Orangensaft aus dem Kühlschrank und trug alles zusammen mit einem halben Baguette und einem Messer zum Küchentisch. »Bittet mich mein Patenkind tatsächlich gerade um einen Rat in Herzensangelegenheiten?«

»Ach, *bitte*.«

»Darf ich dir dann wenigstens ein Frühstück anbieten?«

Jared nahm die Einladung an und fragte sich wieder einmal, warum Lucas, der ihm so unähnlich war und so gar nicht in sein Leben passte, wohl noch immer an ihm festhielt.

Annie saß an dem drei Meter langen Tisch in ihrer Pariser Küche, und ihr Magen krampfte sich bei dem Gedanken an das, was sie vorhatte, zusammen. Sie hatte den ganzen Vormittag an diesem

Tisch gegessen, während die Kinder in der Schule waren, und nun wurde es Zeit, sie zum Mittagessen abzuholen, bloß, dass sie kein Mittagessen vorbereitet hatte. Die kalte Suppe auf dem Herd war in der Zwischenzeit sicher zu einer riesigen Petrischale voller Bakterien mutiert, und der gebackene Seebarsch war nur noch eine flüchtige Idee aus der Vergangenheit. Sie hatte eine Entscheidung getroffen, und das war's. Ihr war so übel wie jemandem, der gerade beschlossen hatte, sich in einen dunklen Abgrund zu stürzen. Sie stand auf und begann, die Suppe zu wärmen. Sie würde sie noch einmal zum Kochen bringen. Hoffentlich verstanden die Bakterien diesen Wink. Sie musste unbedingt etwas Dickflüssiges, Warmes und Salziges zu sich nehmen, bevor sie ihre Idee in die Tat umsetzen konnte. Sie hatte unterbewusst wohl bereits geahnt, dass ihr heute noch übel werden würde, und deshalb Hühnersuppe vorbereitet.

Die Küche liebte sie am allermeisten. Sie war vor etwa zweihundert Jahren eingerichtet worden, als die Adligen sich noch selten in die Diensträume begaben. Aus diesem Grund war sie weniger förmlich als der Rest des Hauses. Eine Glastür führte in einen kleinen Garten hinaus, in dessen Mitte sich ein wunderschöner Springbrunnen aus Stein befand. Die Tür blieb den ganzen Frühling und Sommer über geöffnet, wodurch der Garten zu einer natürlichen Erweiterung der Küche wurde. In der warmen Jahreszeit baute Annie dort alle möglichen Kräuter und die besten Tomaten diesseits der Seine an. Wilde Himbeeren rankten sich an der südlichen Mauer entlang, und ein uralter Spalierapfelbaum trug so süße Äpfel, wie sie auf keinem Markt mehr zu finden waren. Sie musste bloß durch die Küchentür treten und konnte sich einfach bedienen. Es war ihr persönlicher Garten Eden. Selbst jetzt im Januar, wenn die Pflanzen schliefen und die Tür zum Garten verschlossen blieb, strömte das Licht durch die Fenster

herein und machte die Küche zum hellsten und einladendsten Raum im ganzen Haus.

Der Entschluss, den sie gefasst hatte, sah ihr gar nicht ähnlich. Oder etwa doch? Sie hatte in ihrem Leben bereits einige furchteinflößende Entscheidungen getroffen. Die letzten zwölf Jahre ihres Lebens waren zum Beispiel das Ergebnis eines einzigen Wortes gewesen, das sie am Ende eines einzigen Abendessens ausgesprochen hatte. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt gewesen und Johnny achtundzwanzig. Er stand kurz vor dem Abschluss, sie hatte noch drei Jahre vor sich. Sie aßen in einem ziemlich schäbigen italienischen Restaurant in der Nähe des Campus zu Abend. Unter dem rot-weiß karierten Tischtuch aus Plastik massierte sie sanft mit dem Fuß seinen Schritt. Er sah aus wie Robert Redford in dem Film *Zwei Banditen*. Attraktiv und spitzbübisch zugleich. Unmöglich und unwiderstehlich. Draußen zeigte sich der Indian Summer in seiner vollen Pracht. Sie hatten sich auf einer Party kennengelernt. Sie hatte ihn zum Lachen gebracht. Früher war sie albern und offenherzig gewesen. Sie hatten einige Monate lang ständig Sex und vergaßen dabei beinahe ihr Studium. Auf körperlicher Ebene passten sie so gut zusammen, wie zwei Menschen nur zusammenpassen konnten. Zwei Tage, nachdem das, was eigentlich gar keine Beziehung war, begonnen hatte, bemerkte sie, dass sie sich unsterblich in Johnny verliebt hatte. Doch sie bemühte sich tapfer, es ihm nicht zu zeigen. Sie war keine Närrin. Johnny war an der Uni ein Star. Er war der Kapitän des Lacrosse-Teams und brachte alle Frauen zum Dahinschmelzen. Sie war klug genug, um zu wissen, dass er nicht für immer ihr gehören würde. Mittlerweile trafen sie sich seit sechs Monaten, doch sie hatten noch nie über die Zukunft gesprochen. Sie hatten das Thema nie zur Sprache gebracht und auch keine gemeinsamen Pläne geschmiedet.

Dann kam der Abend, der ihr Leben für immer verändern sollte. Sie hatte geglaubt, dass sie gerade ihre letzte Woche miteinander verbrachten, denn Johnny würde nach Frankreich ziehen, um in Paris in die Importfirma seines älteren Bruders einzusteigen. Sie saß ihm gegenüber, über ihren klebrigen Auberginensalat mit Parmesan gebeugt, und war todunglücklich, obwohl sie absolut gleichgültig wirkte.

Johnny schenkte ihr Wein ein, reichte ihr das Glas und wartete, bis sie daran genippt hatte. »Also?«, fragte er mit einem angedeuteten Lächeln auf den Lippen. »Willst du heiraten?« Sie schluckte den Wein hinunter und begann zu husten. »Meinst du im Allgemeinen? Ja, ich denke, eines Tages möchte ich das. Den richtigen Mann, zur richtigen Zeit.«

»Nein, nicht im Allgemeinen. Ich meine, ob wir beide heiraten. Diese Woche noch.«

Ja, nun rutschte ihr tatsächlich das Herz in die Hose. Eigentlich rutschte es sogar hinunter bis zu ihren Knöcheln. Sie spürte, dass ihre Wangen feuerrot wurden, und sie begann am ganzen Körper zu schwitzen. Sie war vollkommen erschüttert und fragte ehrlich: »Du? Mich?«

Johnny lachte.

Es schien, als wäre in dem italienischen Restaurant plötzlich die Zeit stehengeblieben. Johnny nahm ihre Hand und legte etwas hinein. Dann schloss er ihre Finger darum. Was hoffte sie zu finden, wenn sie ihre Hand schließlich öffnete?

»Ist das ein schlechter Scherz?«, sagte sie, während sie versuchte, ein heftiges Zittern zu unterdrücken.

Sie öffnete ihre Hand. Auf ihrer Handfläche lag ein schmaler goldener Ring.

Johnny saß ihr gegenüber an dem Tisch, der zum Zentrum ihres Universums geworden war, und sah sie verwirrt an. »Also, was

sagst du?«, fragte er und neigte den Kopf wie ein Cockerspaniel.
»Lässt du dich entführen und kommst mit mir nach Paris?«
»Ich ... ich muss erst darüber nachdenken und sag dir dann Bescheid«, antwortete Annie, und ihre Kehle fühlte sich bereits wie zugeschnürt an.

»Gut, mach das«, sagte er. Und eine Sekunde später: »Also?«
Sie lachte und versuchte im selben Augenblick verzweifelt, nicht loszuheulen. Wenn das hier bloß ein Scherz war, dann konnte sie sich nie wieder auf dem Campus blicken lassen. Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. »Das meinst du doch nicht ernst.«

Er nahm ihre Hand und schob nun langsam den Ring auf ihren Finger. Es war unglaublich. »Doch, sehr ernst. Komm schon, sagt ja. Lass mich nicht so hängen.«

Und da war es. Das eine Wort, das ihr ganzes Leben verändern sollte.

»Ja«, schluchzte sie.

Sie heirateten eine Woche später, so dass sie als Mr. und Mrs. Roland nach Frankreich ziehen konnten. Es war keine große Hochzeit, und es war ihr vollkommen egal. Johnny musste die Gelegenheit beim Schopf packen, sofort nach dem Abschluss bei seinem Bruder einzusteigen. Als Vorbereitung lernte er schon seit Jahren Französisch, doch Annie konnte kein Wort, außer *bonbon* und *voulayvoulparlay*. Ihre Eltern mochten den Gedanken daran, dass sie nach Frankreich ging, genauso wenig wie Johnny an sich. Vor allem ihre Mutter war außer sich.

»Du kennst ihn doch kaum!«

»Ja, aber man sagt doch auch nicht nein, wenn man plötzlich im Lotto gewinnt.«

»Du hast dir das alles nicht überlegt. Du steckst deine Hand freiwillig in den Fleischwolf!«

»Ach komm schon, Mum. So schlimm können die Franzosen doch gar nicht sein.«

»Ich rede nicht von den Franzosen, verdammt. Dieser ... Abenteurer ... und deine Ausbildung!«

Es war das erste Mal gewesen, dass sie ihre Mutter fluchen gehört hatte.

Es stellte sich heraus, dass ihre Mum und ihr Dad, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, über mehr oder weniger alles zu streiten, sich wundersamerweise in ihrer Abneigung gegen Johnny einig waren. Sie bestanden darauf, dass Johnny egozentrisch, unzuverlässig und unreif war. Annie fragte sich, ob es wohl etwas damit zu tun hatte, dass Johnny viel zu attraktiv war, und damit, dass ein Mann, der schöner war als seine Frau, sofort verdächtig wirkte. Und sie fragte sich, ob sie nicht ebenfalls dieser Meinung war.

Die Zeit verging wie im Flug, und mittlerweile konnte sie sich kaum noch an jene Tage erinnern. Sie brach ihre vielversprechende – und teure – Ausbildung von einem Tag auf den anderen ab. Am Tag ihrer Hochzeit traf sie Johnnys Eltern zum ersten Mal. Ein tränenreicher Abschied am Flughafen folgte.

Mehr oder weniger über Nacht war sie zu einer verheirateten Frau geworden, die in Paris lebte. Ihr behütetes Leben, das sie bis dahin hauptsächlich auf der Schule und an der Uni verbracht hatte, verwandelte sich von einer Minute auf die andere in ein Durcheinander, und es lag harte Arbeit vor ihr. Sie musste eine ihr vollkommen fremde Sprache in einer ihr vollkommen fremden Kultur erlernen. Sie musste sich alles selbst beibringen, musste lernen, ein Baguette von einer Ficelle zu unterscheiden und einen Roquefort von einem Reblochon. Sie musste lernen, ohne ihre Familie zu leben. Und sie vermisste ihre Familie. Und ohne ihre Freunde. Sie vermisste ihre Freunde. Es war schwer, neue Freunde

zu finden, wenn man sich plötzlich nicht viel besser verständigen konnte als ein dressierter Schimpanse. Sie musste lernen, sich um einen Ehemann zu kümmern, der ständig arbeitete. Und dann musste sie – schon kurz darauf – lernen, sich um ein, zwei, drei Kinder zu kümmern. Zum Teufel, sie musste lernen, sich um sich selbst zu kümmern. Sie musste lernen, wie man Betten machte, die Wäsche wusch, einkaufte, kochte, kranke Babys zum Arzt brachte und mit einem Auto mit Gangschaltung durch Paris kurvte – und das alles *en français!*

Doch ihre Eltern hatten unrecht gehabt. Alle hatten unrecht gehabt. Die Tatsache, dass ihre Ehe zehn Jahre lang gehalten hatte, war der Beweis dafür. Ja, Johnny war unreif und eigenwillig, aber auf eine Art, die jeden Tag zu einem Abenteuer machte. Und er war absolut nicht unzuverlässig. Sie vertraute ihm.

Sie hatte zehn Jahre gebraucht, um sich halbwegs an ihr neues Leben zu gewöhnen. Doch dann starb Johnny. Sein Tod war so furchtbar plötzlich gekommen. Es war grausam gewesen. Ein schlimmer Schock für alle. Es fühlte sich nicht real an und schien unmöglich. Es tat so weh, dass sie vollkommen außer sich war, und die Verzweiflung der Kinder war unerträglich, dennoch wurde ihr innerhalb weniger Tage, nachdem er so plötzlich aus ihrem Leben verschwunden war, klar, dass sie die Verwandlung von einer jungen Frau zu einer Erwachsenen nie auf normalem Weg vollzogen hatte. Sie hatte zugelassen, dass er sie einfach entführte und mit nach Paris nahm. Er hatte sich nicht darum gekümmert, ob sie sich einlebte, sondern lieber dafür gesorgt, dass sie schwanger wurde. Sie war eine gute Mutter, vielleicht sogar bis an den Punkt, an dem alles andere in den Hintergrund trat. Johnny kümmerte sich um den Rest. Er und sein Bruder Steve widmeten sich voll und ganz dem Geschäft und arbeiteten unermüdlich daran, es auszubauen. Er reiste viel, in Frankreich und auch im

Ausland, und kümmerte sich um sämtliche finanzielle Angelegenheiten. Das war eine Tatsache, die sie nach seinem Tod bitter bereuen sollte. Er kaufte und fuhr schnelle Autos, kleidete sich französischer als die Franzosen selbst, wurde zum Weinkenner und verbrachte seine Abende in den besten Restaurants von Paris, weil es zu seinem Job gehörte, Kunden zu unterhalten.

Sie hatte der Notwendigkeit, Kunden zu bewirten, um das Geschäft voranzutreiben, nie wirklich etwas abgewinnen können. Doch eines Tages war sie auf die Idee gekommen, dass sie diese Leute doch auch zu sich nach Hause einladen konnten. Denn wenn sie die Abendessen bei sich veranstalteten, dann bekamen sie und die Kinder Johnny wenigstens hin und wieder zu Gesicht. Durch die zwangsläufige Praxis, aber auch, weil es ihr einfach Spaß machte, wurde sie bald zur versierten Köchin.

Als Johnny starb, hatte sie in Frankreich außer Kinder kriegen, stillen, mit dem Kinderwagen fahren und kochen noch nicht viel erlebt. Als er so plötzlich verschwand, wurde sie ein weiteres Mal enturzelt. Wieder musste sie auf eigene Faust mit den Dingen klarkommen. Doch manches schaffte sie einfach nicht. So blieb die Frage, auf welche Weise Johnnys Unternehmen weiter geführt werden konnte, unbeantwortet. Die Firma wurde geschlossen, und damit waren auch alle Hoffnungen auf ein eigenes Einkommen dahin. Doch sie hatte noch viel wichtigere Dinge verloren, und sie wusste noch immer nicht, wie sie sie zurückerlangen sollte: ihre Unbekümmertheit, ihre Unschuld, ihren Witz und den Luxus des Vertrauens.

Sie cremte ihre Hände an den Stellen ein, an denen die Haut am schlimmsten zugerichtet war. Sie machte alles in diesem Haus selbst. Keine Arbeit war ihr zu niedrig, keine Arbeit zu schwer. Da war zum Beispiel der Tisch, an dem sie gerade saß. Sie hatte ihn in einem warmen Rotton gestrichen, ihn danach sorgfältig

lackiert und wäre damals aufgrund der Dämpfe beinahe in Ohnmacht gefallen. Das Treppenhaus war ein weiteres Beispiel dafür, wie hart sie gearbeitet hatte. Sie hatte die Treppe Planke für Planke renoviert, genauso wie jeden Stuhl, jede Couch und jedes Sofa im ganzen Haus. Sie hatte alles gereinigt, neu gepolstert und das Holz eigenhändig neu lackiert.

Die sanfte Januarsonne brachte jede Oberfläche in ihrer geliebten Küche zum Glänzen und umschmeichelte sie. Die stets makellos gepflegte Arbeitsplatte aus Carrara-Marmor. Den antiken Fliesenboden, den sie mit einem selbstgemachten Mörtel nach einem hundert Jahre alten Rezept aus Sand, Leim und Farbstoff verkittet hatte. Den herrlichen AGA-Ofen mit den acht Herdplatten und den zwei Backöfen, den sie selbst auseinandergelassen und Stück für Stück neu zusammengesetzt hatte.

Die Ruhe und das Licht am Vormittag ließen die Küche wie ein schwermütiges altes Gemälde wirken. Nun verbrachte sie die einsamsten Stunden des Tages, bevor die Jungen von der Schule nach Hause kamen. Maxence war mittlerweile neun Jahre alt, Laurent sieben und Paul fünf. Sie konnten zu Fuß in das *Lycée International* gehen, das nur einige Straßen von ihrem Haus entfernt lag. Dank des französischen Bildungssystems kamen sie jeden Tag zum Mittagessen nach Hause, so dass sie tun konnte, was sie am besten konnte: ihnen etwas zu essen geben und sie mit ihrer Liebe überschütten. Als Dank gaben die Jungen ihrem Leben einen Sinn.

Der wahre Feind waren ihre Gedanken. Nein, der wahre Feind war die Zeit, oder besser gesagt die Tatsache, dass sie zu viel davon hatte, während die Kinder in der Schule waren, vor allem jetzt, wo Paul bereits den Kindergarten besuchte. Zu viel Zeit bedeutete zu viele Gedanken, und das hielt sie nicht aus. Sie hatte bereits beschlossen, worin ihre nächste Therapie bestehen würde. Es

würde fürchterlich grausam werden, aber nicht viel Geld erfordern. Sie wollte den Ahornboden im Eingangsbereich renovieren. Sie würde schleifen, leimen, Bretter restaurieren, malen und lackieren, husten und heulen. Doch diese Projekte waren keine Lösung. Denn während ihre Arme und Hände arbeiteten, kreisten ihre Gedanken ebenso unermüdlich in immer kleineren Bahnen. Außerdem endete jedes Projekt einmal. Und was geschah, wenn der Boden schließlich renoviert war?

Was geschah vor allem jetzt, wo sie vollkommen und hoffnungslos pleite war?

Das Geld, das sie gehabt hatten, stammte aus Johnnys Familie. Er hatte eine erhebliche Erbschaft erhalten, als der Dollar noch eine ganze Menge mehr wert gewesen war. Sie und Johnny hatten Dutzende Wohnungen besichtigt. Penthäuser mit Pool und Wohnungen mit Blick auf das Trocadéro oder den Eiffelturm. Die Immobilienmaklerin trug enganliegende Anzüge und hochhackige Schuhe und setzte beim Gehen immer genau einen Fuß vor den anderen, als wanderte sie einen schmalen Grat entlang. Annie schaffte es ganz ausgezeichnet, sie hinter ihrem Rücken nachzuäffen und Johnny damit zum Lachen zu bringen.

Sie sahen das Haus zum ersten Mal an einem Frühlingstag. Die Frau mit den hochhackigen Schuhen hatte kurzfristig beschlossen, es ihnen zu zeigen. »Es ist erst heute Morgen auf den Markt gekommen. Ich habe es selbst noch nicht gesehen, aber sehen Sie sich das hier an. Ein Stadthaus mit acht Schlafzimmern und einem eigenen Garten im Herzen des sechzehnten Arrondissements. Hier steht auch, dass noch einige Arbeiten notwendig sind. Aber die Straße alleine ist schon ein Juwel«, versicherte sie ihnen mit leiser Stimme, um ihnen klarzumachen, dass Ehrfurcht und Respekt *de rigueur* waren. »Sie ist für den Durchgangsverkehr gesperrt und verfügt über ein eigenes Tor.«

»Es ist also die Pariser Version einer geschlossenen Wohngegend«, erklärte Johnny.

»Ich bin prinzipiell gegen solche Dinge«, entgegnete Annie.

Doch sobald sie die Straße betreten hatten, wurden der Lärm und der Gestank der Autos von Vogelgezwitscher und dem Duft nach Jasmin abgelöst. Jahrhundertalte knorrige Ahornbäume wuchsen zu beiden Seiten der Straße, und die zarten Frühlingsblätter der Bäume filterten das Licht, so dass man das Gefühl hatte, auf einer Wiese zu stehen. Die Knöchel der Immobilienmaklerin bogen sich beängstigend, während sie über das Kopfsteinpflaster gingen, und Annie bewunderte einmal mehr, wie sehr sich die französischen Frauen im Zeichen der Eleganz versklavten.

Bei den Häusern entlang der Privatstraße handelte es sich allesamt um *Hôtel particuliers*, um Stadthäuser. In ihren Augen sahen die Häuser mit den hübschen Fassaden und Simsens, den schönen Dächern und den imposanten Eingangstüren, zu deren beiden Seiten hohe Fenster mit gepflegten Fensterläden aus Holz symmetrisch angeordnet waren, wie kleine Schlösser aus. Ein *Hôtel particulier* war hübscher als das andere. Sie waren zur Zeit Haussmanns erbaut und stets mit dem diesen geschützten historischen Monumenten gebührenden Respekt behandelt worden.

Alle, bis auf das Haus, vor dem die Immobilienmaklerin mittlerweile stand. Sie zeigte anklagend mit dem Finger darauf. »Wie schade. *Quelle honte, non?*«, sagte sie und wandte sich ihnen zu. Johnny verzog das Gesicht und sah Annie an.

Doch Annie beachtete ihn nicht weiter. Sie war gerade dabei, sich zu verlieben. Ihr Gesicht verriet es, bevor sie es noch selbst wusste. Dieses *Hôtel particulier* war tatsächlich eine Bruchbude. Fenster waren zerbrochen, Fensterläden fehlten, und es schien, als wäre das Dach an einigen Stellen eingebrochen. Doch entlang der Steinmauern rankten sich wilder Wein und Blauregen, die dem

Haus eine sanfte und wildromantische Ausstrahlung verliehen. Die Besitzerin – »*une folle avec ses chats*«, wie die Immobilienmaklerin meinte – hatte nicht genügend Geld besessen, sich aber standhaft geweigert, auszuziehen. Sie war erst vor kurzem in dem Haus gestorben und erst einige Tage danach inmitten ihrer Katzen gefunden worden. Diese grauenhafte Vorstellung und der Zustand des Hauses machten es mehr oder weniger unverkäuflich.

»Wir nehmen es«, sagte Annie.

Johnny sah sie amüsiert an. »Wissen wir überhaupt, ob sich hinter diesen Mauern tatsächlich ein *Haus* befindet?«

Doch die Frau mit den hochhackigen Schuhen hatte Annies Gesichtsausdruck bereits bemerkt und begann nun, sich Johnny vorzunehmen. Sie bestand darauf, dass das Haus mit etwas Zeit und Geld zur Quintessenz des Pariser Wohnens werden konnte, sowohl was Klasse als auch was Luxus betraf. Johnny und die Maklerin verbrachten erhebliche Zeit mit dem Versuch, die Haustür zu öffnen, und als sie es geschafft hatten, hatte Annie das Gefühl, in Ali Babas Höhle gelandet zu sein.

Es gab hohe Decken mit originalgetreuen Simsen und wackeligen Kronleuchtern, die wohl selten von einem Staubmopp belästigt worden waren. Mehrere Schichten Tapete fielen von den Wänden, und der Gestank nach Katzenurin schnürte einem die Kehle zu. Es gab bloß zwei Badezimmer, in denen sich jeweils unpraktische Badewannen mit Löwentatzen, zerbrochene Bidets, zersprungene Wasserhähne und exquisite Mosaikfliesen befanden, von denen Annie sofort wusste, dass sie sie niemals entfernen würde.

Sie kauften das Haus. »Mit etwas Zeit und Geld« wurde zu ihrem Motto. Mit etwas Zeit und Geld konnte der abgebröckelte Stuck erneuert werden. Mit etwas Zeit und Geld würden die Holzböden wieder in ihrem alten Glanz erstrahlen. Mit etwas Zeit und

Geld konnten zwischen den Stockwerken wieder ordentliche Treppen eingebaut werden. Es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, dass nicht genug Zeit und Geld da sein würden.

Mittlerweile sah sie die Dinge so, wie sie waren: Johnny war für sie die Welt gewesen, doch nun waren das Haus und ihre Jungen ihr Universum. Innerhalb der Grenzen dieses Hauses fühlte sie sich sicher, egal wie einengend es auch sein mochte. Nur hier in diesem Haus hatte sie das Gefühl, ihr Leben unter Kontrolle zu haben. Wenn sie zu Hause war und kochte, renovierte, schabte und schliff, hatte sie das Gefühl, zu etwas imstande zu sein und ein Ziel zu verfolgen. Wenn sie sich auf das konzentrierte, was in ihrem Leben konstant geblieben war – das Haus und die Jungen –, musste sie sich nicht ihren Gedanken stellen. Den Gedanken an Johnny. Den Gedanken daran, was passiert wäre, wenn er nicht gestorben wäre. Aber auch den Gedanken an die Frage nach ihrem eigenen Wert und dem Risiko, das man einging, wenn man jemanden liebte und ihm vertraute. Den Gedanken an die Frage nach dem Wert eines Lebens, in dem die Liebe und das Vertrauen fehlten. Seit jener Nacht vor zweieinhalb Jahren fühlte sie sich wie jemand, der unter Höhenangst litt und gezwungen war, auf einem Dach zu leben.

Sie war jemand, der die Außenwelt sorgsam mied, weshalb der Beschluss, den sie gefasst hatte, ihr eigentlich nicht zu entsprechen schien. Doch tatsächlich würde es dieser Beschluss mit nur kleinen Einschnitten möglich machen, den Status quo beizubehalten. Sie konnte zu Hause bleiben. Sie wollte einfach nur zu Hause bleiben wie die alte Frau, die inmitten ihrer Katzen gestorben war.